

Mein Vetter Rudolf

Autor(en): **Scarpi, N.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **105 (1979)**

Heft 13

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-622291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mein Vetter Rudolf

In seiner frühesten Jugend fragte mein Sohn seinen Grossvater: «Grosspapa, welche Farbe haben die Gedanken?» Der Grossvater, nie um eine Antwort verlegen, erwiderte: «Blau.»

Das lässt sich natürlich nicht beweisen, und man muss fürchten, dass die Gedanken mit der Zeit auch grau oder sogar weiss werden können. Schwieriger noch war die Frage, ob sieben viel sei. Damals war die Relativitätstheorie noch nicht das tägliche Tischgespräch unter den Gebildeten, und so blieb die Frage unbeantwortet. Mir allerdings wurde der Fall zum Problem, als ich mich mit der Frage zehn beschäftigte. Das war der Altersunterschied zwischen meinem Vetter Rudolf und mir. In jenen Tagen begann ich mensa zu deklinieren, so heisst lateinisch der Tisch, und anscheinend fängt das lateinische Wissen mit der mensa an. Mein Vetter Rudolf aber studierte in Leipzig Musikgeschichte, spielte sehr gut Klavier, doch zu der ersehnten Dirigentenlaufbahn reichte es nicht.

Ueber ihn zu schreiben, ist ein Vergnügen, er war ein ungewöhnlich schöner Mensch und ein vollendeter Charmeur. Der Altersunterschied war allerdings für eine freundschaftliche Beziehung gar zu gross. In jener Zeit musste bei häuslichen Festen in Prag Theater gespielt oder wenigstens Musik gemacht werden. Sogar eine Oper wurde gekauft und mehrmals aufgeführt. Sie hiess «Eduard und Kunigunde». Der Vater Kunigundes war der Ritter Schnusi, und sie hatte, des Reimes wegen, ein Gschpusi mit dem Ritter Eduard. Alle bringen sich und einander um, erheben sich aber zu einem letzten Tanz. Bei all dem war mein Vetter Rudolf natürlich als Liebhaber oder Musikant völlig unentbehrlich.

Als meine Generation an der Reihe war, musste ich die nötige Literatur verfassen. Immerhin kam die Premiere der «Salome» und der Raub der Mona Lisa mir zu Hilfe.

Doch es kommt die Zeit, da die Altersunterschiede sich einbrennen. Und sie kam denn auch für meinen Vetter Rudolf und mich. Ein eifriger Feuerwerker – das war der höchste Unteroffiziersrang bei der österrei-

chischen Artillerie – fand im Ersten Weltkrieg heraus, dass sowohl mein Vetter wie ich allein den Krieg entscheiden könnten. Bei mir lag der Fall einfach; ich hatte schon im Frieden bei der Artillerie gedient, war mit meinem Pferd gestürzt, dabei ergab sich ein kleiner Bruch am rechten Fuss, und ich wurde mit einer Monatsrente von acht Kronen – das waren acht Franken und vierzig Rappen – als invalid entlassen. Davon konnte man auch in jenen glücklichen Tagen nicht leben, aber man musste wenigstens keine Geschütze einen Hügel hinaufschieben.

Mein Vetter Rudolf hatte nie gedient, fand die Offiziersschule begeisternd, während ich die wahre Begeisterung für die Artillerie nicht aufbringen konnte. So ging ich hustend zu einem Arzt, der sehr gebildet war und mir riet, nach «Davoo» zu gehn. Tatsächlich wurde mir zu diesem Zweck ein Urlaub bewilligt, und ich fuhr nach «Davoo». Dort hatte ein sehr befreundeter Arzt auf seinem Schreibtisch einen Stoss papierener Brustkörbe liegen. Er nahm den obersten, horchte, klopfte und schrieb zwischen je zwei Rippen irgend etwas Gelehrtes. Mit diesem Brustkorb bewaffnet, fuhr ich in meine Garnison und ging zu dem Augenarzt, der gerade Chefarzt von drei Regimentern war. Er betrachtete den Brustkorb ebenso gründlich wie verständnislos

und sprach dann die entscheidenden Worte: «Ja, allerdings ...» Und das hiess soviel, wie dass ich für die Artillerie doch kein rechter Gewinn sei. Und ich dürfe zu meiner zivilen Tätigkeit zurückkehren, die in der Inszenierung wehrloser Theaterstücke mit sechs Proben bestand. Das Artillerieregiment hatte auch einen Oberst, der mich schmerzlos ziehen liess, denn er konnte mich nicht ausstehen, was durchaus auf Gegenseitigkeit beruhte. Kaum aber war ich beim Theater, erhielt ich folgende Karte: «Lieber Freund, ich bin Sonntag abend in Prag und hätte gern zwei Karten zur «Csardasfürstin». Können Sie mir die besorgen? Herzlichst Ihr ...»

Natürlich konnte ich das ohne Bezahlung, und wenn ich nicht irre, wiederholte sich der Besuch der «Csardasfürstin» noch vier- oder fünfmal.

Schliesslich muss ein Oberst doch etwas für seine Bildung tun.

Doch zurück zum Vetter Rudolf, dem meine Auslassungen gewidmet sind. Er bewährte sich in der Offiziersschule so ausgezeichnet, dass er sie als Leutnant verlassen konnte. Damit aber war sein erstes erzählenswertes Erlebnis verbunden. Er kam in eine andere Garnison und erblickte dort das Modell einer Kanone, das er nicht kannte. Nun gehörte zu seinen Eigenschaften, dass er sich für alles interessierte – was beim Militär nicht unbedingt empfehlenswert ist. Er betrachtete die Kanone von allen Seiten und mit solchem Interesse, dass es den Verdacht eines Kanoniers erweckte. Ein österreichischer Artillerieleutnant, der sich lebhaft für ein Geschütz interessierte? Das war höchst verdächtig, man berief einen Offizier, der meinen Vetter streng verhörte. Nur mühsam gelang es, die Harmlosigkeit des Falles festzustellen.

Mein Vetter wurde einer Batterie zugeteilt und tat mit überschäumender Begeisterung seine Pflicht. Manchmal allerdings war die Begeisterung wirklich überschäumend und galt nicht immer dem rechten Ziel. Sein Hauptmann schickte ihn nach vorn, um die Bewegungen des Gegners zu beobachten. Als er zurückkam, fragte sein Chef:



HANSPETER WYSS

«Nun, was hast du gesehen?»

Worauf mein Vetter jubelnd erwiderte:

«Einen Sonnenuntergang wie noch nie!»

Nun, der Krieg nahm ein Ende, weil es den Menschen nicht genügt, Sonnenuntergänge zu bewundern, und die Verbindung mit dem Vetter Rudolf lockerte sich; ich wusste weder, wo er war, noch was er machte. Doch dann kam der nächste Krieg, von jedem vorausgesehen, der nicht zufällig ein englischer Staatsmann war. Millionen Menschen waren gestorben, vor allem junge Menschen, denen eine ungeheuerliche Zahl von Lebensjahren geraubt wurde. Und in diesem Zweiten Weltkrieg verloren auch Greise, Frauen und Kinder ihre Lebensjahre, denn die gebildetste Nation hatte sich – man nennt das auf Gedeih und Verderb, doch nur der Verderb belohnte die unermessliche Hingabe – ihrem ungebildetsten Mitglied leidenschaftlich zum Opfer gebracht.

Mein Vetter hatte die Artillerie längst aufgegeben und lebte, wie ich durch gemeinsame Verwandte erfuhr, in New York. Verwandt waren wir eigentlich nicht, es war mehr eine Sippschaft, der wir beide angehörten. Wie verbreitet war diese Sippe! Was gab es da an Verwandten! Und sein Elternhaus war vornehm und gastfreundlich. Zu jedem Geburtstag eines Cousins oder einer Cousine gab es eine hervorragende «Jause», wie man diese Mahlzeit in Oesterreich bezeichnet. Berge von Schlagrahm türmten sich auf dem, was wir Kastanienreis nannten, und nachher gab es Schüsseln

mit delikaten Brötchen, von einem Diener serviert. Doch die Verhältnisse hatten sich gründlich geändert, und mein Vetter Rudolf lebte in einem Altersheim, wie man diese Vorzimmer zu nennen pflegt. Wir gerieten in lebhaften Briefwechsel, ich schickte ihm, was ich schrieb, und er antwortete ausführlich, lobend oder tadelnd, aber immer sachlich und wesentlich. Damit könnte ich meinen Bericht schliessen, doch es folgt noch eine Anekdote, die zu erzählen einige Ueberwindung kostet. Mein Vetter sprach natürlich fließend englisch, und doch gab es Wörter, deren Sinn ihm fremd war, und so sagte er zu einer Besucherin einen Satz, darin ein Wort in einer medizinischen Abhandlung am Platz ist, nicht aber in einer Unterhaltung zwischen einem Mann und einer Besucherin. Er wollte sagen, dass er sich auf ein Wiedersehen freue, und das lautete bei ihm:

«The next time we will have intercourse.»

Hoffentlich gibt es Leser, die diese Leistung nicht verstehen. Die Besucherin aber verstand sie, ging empört zu der Leiterin des Altersheims – mein Vetter war damals zweiundneunzig Jahre – und die ebenso alberne Leiterin ging empört zu meinem Vetter und drohte ihm mit dem Hinauswurf. Auf diese Art erfuhr er, was die Besucherin von dem Zweiundneunzigjährigen erwartete.

Er lebte noch vier Jahre und hat bestimmt keiner Besucherin mehr einen solchen Antrag gemacht. Und ich – noch immer zehn Jahre jünger und daher vorderhand am Leben – muss eine salonfähigere Wendung suchen, wenn ich bei einer Besucherin Erfolg haben will.

MAX MUMENTHALER

Der beste Weg

Gewalt ist Gift
und Gift Gewalt,
und wo die Hand
zur Faust sich ballt
wird nie das Glück
geboren.

Im Teufelskreis
von Macht und Stolz
hängt alles bald
am Galgenholz,
das Morgen geht
verloren.

Die neue Welt
fernab der Schuld
und bösem Tun,
heischt viel Geduld
und ewiges
Bemühen.

Nur die Geduld,
Geduld allein,
ein gutes Herz
voll Sonnenschein,
bricht Knospen auf
zum Blühen!

